

NACHRICHTEN

Gold: Busse gegen Barclays

LONDON sda. Die britische Barclays muss als erste Bank für die Manipulation des Goldpreises eine Strafe zahlen. Die Busse für die fehlerhafte Kontrolle der Mitarbeiter bei der Ermittlung des Goldpreises belaufen sich auf 39 Millionen Franken, wie das Finanzhaus gestern mitteilte. Die britische Finanzaufsicht teilte zudem mit, es habe in dem Gold-Fall bei Barclays von 2004 bis 2013 Verfehlungen gegeben. Bestraft worden seien vor allem Handlungen Ende Juni 2012. An dem sogenannten Gold-Fixing sind fünf Institute beteiligt: die Deutsche Bank, Barclays, HSBC, Bank of Nova Scotia und Société Générale.

Deutsche Wirtschaft wächst

BERLIN sda. Gute Nachrichten für Kanzlerin **Angela Merkel**: Die deutsche Wirtschaft wächst aus eigener Kraft – auch ohne den gewohnten Support von den Exporten legte das Bruttoinlandprodukt im ersten Quartal des laufenden Jahres mit 0,8 Prozent so stark zu wie seit drei Jahren nicht mehr und doppelt so stark wie Ende 2013. Dafür sorgten kauf- und investitionsfreudige Unternehmen.

Kahlschlag bei HP geht weiter

SAN FRANCISCO sda. Der US-Computerkonzern Hewlett-Packard (HP) gab für das zweite Quartal des Jahres einen Nettoumsatz von 27,3 Milliarden Dollar bekannt – das ist 1 Prozent weniger als im Vorjahr. Darüber hinaus kündigte das Unternehmen die Streichung von 11 000 bis 16 000 weiteren Stellen an. HP hatte bislang von insgesamt 34 000 Arbeitsplätzen gesprochen, die abgebaut werden sollen. Der Computerhersteller kämpft darum, in einem schrumpfenden Markt für PCs seine Gewinnmargen zu verteidigen. Gleichzeitig befindet sich der Konzern im Umbau und will sich unter anderem mehr auf Netzwerkgeräte für Wirtschaftskunden konzentrieren.

Wenn aus Spiel Ernst wird

GAMES Zürich wird zum Zentrum der Game-Branche in der Schweiz. Immer wichtiger werden Spiele, die für Unternehmen und Organisationen entwickelt werden.

DAVID NÄGELI
wirtschaft@luzernerzeitung.ch

Matthias Sala ist ganz am Anfang dabei gewesen. «Als wir begannen, Spiele zu entwickeln, gab es neben uns noch zwei oder drei andere Studios.» 2007 gründete Sala die Gbanga Millform AG, ein Videospielestudio, das in unmittelbarer Nähe der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) seine Büros bezogen hat. Jetzt präsidiert er den Schweizer Computerspiel-Entwickler-Verband (SGDA) – mit bereits 26 Entwicklerstudios. «Die Branche dürfte aber noch wachsen», sagt Sala. «Denn immer mehr Generationen sitzen heute in Entscheidungspositionen, die mit Games aufgewachsen sind», sagt er.

Nicht nur die Spieler, die in den 80ern vor den ersten Spielkonsolen sass, sind gereift – auch die Spiele sind gewachsen, ernsthafter geworden. «Serious Games» finden bei Spielern, Medien und Unternehmen Anklang – also Spiele rund um ernste Themen: Alkoholmissbrauch, Immigration oder Abstimmungsvorlagen. «Papers, Please» ist ein Beispiel, das kürzlich hohe Wellen schlug: Der Spieler sitzt als Kontrolleur an der Grenze und lässt Einwanderer passieren oder weist sie ab.

Versuchen, nüchtern zu werden

Videospiele, die etwas vermitteln, vielleicht sogar lehren wollen und trotzdem noch Spass machen: Eine Gratwanderung, meint Sala. «Man darf den Spieler nicht mit erhobenem Zeigefinger abschrecken», sagt er. Auch Gbanga entwickelt Serious Games: In «After Party» wandert der Spieler vom Club nach Hause, muss Hindernissen ausweichen und dabei nüchtern werden, indem er in Quiz-Manier Stammtisch-Mythen über Alkohol entlarvt. Konzipiert wurde «After Party» gemeinsam mit dem Bundesamt für Gesundheit und der Beratungsstelle für Unfallverhütung. Dass neben Organisationen und Unternehmen auch der Staat Aufträge an Game-Studios vergibt, ist mittlerweile Alltag geworden.

Diese Auftragsarbeiten sind für viele Schweizer Entwicklerstudios ein wichtiges Standbein. Eigenentwicklungen



Mit dem Computerspiel «First Strike» soll der User im Idealfall einen Atomkrieg verhindern.

PD

sind mit einem Risiko verbunden – da ist die Szene froh über Aufträge des Wirtschaftsverbands Economiesuisse – «Superwilli» in der Kampagne zur Einwanderungsinitiative – oder der Mobiliar.

Spiele als Marketing-Massnahme

Das Versicherungsunternehmen liess sich von Gbanga im typischen Bleistift-Design des Unternehmens das Spiel «Pilotifant» basteln. Die Story: Der sprichwörtliche Elefant tobt im Porzellanladen und verursacht Versicherungsschaden – der Spieler mindert den Schaden und darf sich auch ab und an über ein Mobiliar-Angebot auf dem Bildschirm freuen. Dank der stetig wachsenden Nachfrage durch Unternehmen gibt es für die Schweizer Studios viel zu tun. So viel, dass man einander in der kleinen Branche gut Freund ist: «Einen Verdrängungskampf kennen wir nicht», sagt Sala. «Video-

spiele bieten auch diverse Möglichkeiten zur Spezialisierung.»

Abseits der internationalen Grosskonzerne wie Ubisoft – der vergangenes Jahr seinen Ableger in Zürich wieder schliessen musste – und Nintendo findet sich in der Schweiz eine starke Startup-Mentalität. «Viele Softwareentwickler kennt man im Raum Zürich aus dem gemeinsamen Studium», sagt Jeremy Spillmann, Game-Designer bei den Blindflug-Studios und Absolvent des Game-Design-Studiums an der ZHdK.

Kampf gegen den Atomkrieg

Viele Alumni des einzigen Game-Design-Bachelors der Schweiz gründen eigene Studios – darunter auch Spillmann. Die Blindflug-Studios entstanden als Schwesterfirma aus der Design- und Marketingagentur Feinheit, die am Helvetiaplatz in Zürich arbeitet – in Gdistanz zu den Gbanga-Studios. Nach Auftragsarbeiten im Game-Bereich –

unter anderem das Doping-Präventionspiel «Born To Run» – sollen nun vermehrt Eigenkreationen entstehen. Und auch hier setzt man auf ernste Themen: «Wir wollen Probleme aus der Realität in unseren Spielen erlebbar machen», sagt Spillmann. «First Strike» heisst indes das Blindflug-Debüt. Der Spieler übernimmt dabei die Kontrolle über eine Nation im atomaren Wettrüsten. Man setzt auf Forschung oder baut unzählige Atomsprengköpfe, droht den Nachbarländern mit Krieg oder sucht Allianzen. Und stets schwebt eine Frage über der digitalen Weltkarte: Wer startet den nuklearen Krieg?

Auch die Unternehmen der Spielebranche beobachten ihre Nachbarn aufmerksam. Doch der Fortschritt der Anderen weckt noch keine Angst – im Gegenteil: «Wenn ein anderes Studio Erfolg hat, wächst die Branche, und die Akzeptanz von Videospiele steigt», sagt Spillmann.

Kennen Sie Frau Berger von der UBS in Binningen?

Der Mindestlohn ist im Moment kein Thema, die Entschädigungen der Topmanager hingegen ein ewiges. Um die Antwort zur Frage im Titel aber vorwegzunehmen: Frau Berger gibt es, und die UBS dank den Steuerzahlern auch noch, und selbstverständlich wissen weder Frau Berger noch die UBS davon, dass sie heute mindestens einleitend Thema meiner Kolumne sein werden.

Frau Berger arbeitet am Schalter in der Filiale Binningen der UBS. Seit Jahr und Tag kompetent, immer zuvorkommend und einsatzfreudig. Sie kennt die Kunden und geht auf sie ein. Sie lebt, was mit dem Wort Kunde gemeint ist: Die ursprüngliche Bedeutung des Begriffs meinte nämlich «Bekannter». Sie leistet einen grossen Beitrag dazu, dass man gerne in diese Bankfiliale geht – eine tolle «Visitenkarte». Dafür wird sie von der UBS bezahlt



– ihr Lohn, den ich nicht kenne, bildet nicht den zentralen Punkt – wohl aber ihr Beitrag an das Ergebnis der Bank.

Es stellt sich die Frage nach der Legitimität der Bezüge des Topmanagements unter dem Gesichtspunkt der Verteilungsgerechtigkeit oder der fairen Verteilung der betrieblichen Wertschöpfung. Der integrale Manager, der allein der Entwicklung des Unternehmens verpflichtet ist, wahrt die Proportionen bei der Aufteilung der Wertschöpfung, schrieb Hans J. Bär. Robert Jeker sagte zudem dazu sehr zutreffend: «Wir müssen Gehälter zahlen, die wir an die Hausmauern am Paradeplatz anschreiben können, und die Leute müssen sagen, diese Saläre sind in Ordnung.» Eine spezielle Schrift an der Wand sozusagen.

Seit mehr als einem Jahrzehnt und nach der Finanzkrise 2008 (ich habe das Ge-

fühl, sie nehme kein Ende) ist die Frage nach Boni im Finanzbereich und bei den Grossbanken im Speziellen weitestgehend unbefriedigend gelöst. Die Idee, dass der unternehmerische Erfolg von einzelnen Superstars abhängt, soll die zum Teil vollkommen unangemessenen Bezüge rechtfertigen. Der adäquate Kausalzusammenhang zwischen der Einzelleistung des

AUSSICHTEN

CEO einer Grossbank und der Wertschöpfung der Bank muss bezweifelt werden. Nach der adäquaten Verursachung – übertragen auf den Einfluss des Topmanagements auf den Wert des Unternehmens – erscheint der Erfolg des Unternehmens beziehungsweise die Wertschöpfung nur dann als Folge des Einsatzes des CEO, wenn eine solche Einzelleistung nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge und nach der allgemeinen Lebenserfahrung an sich geeignet ist, einen Erfolg von der Art des eingetretenen herbeizuführen.

Will ein CEO tatsächlich die Meinung vertreten, der Reingewinn «seiner» Grossbank sei sein persönlicher Leistungserfolg? So hohe Bezüge haben

in der Regel nichts mit der Produktivität einer einzelnen Person zu tun. Es handelt sich um Turnierlöhne: Je höher die Manager steigen, desto dünner wird die Luft an der Spitze. Nur einer setzt sich durch. Wie im Sport gilt: «The winner takes it all.» Wenn man nachfragt, dann wissen diese Turnierstars nicht einmal, wie der doch von ihnen ganz allein abhängende Erfolg zu Stande gekommen ist, und dass dabei unter Umständen gravierende Regelverstösse mitgespielt haben. Diese Argumentation kennen wir unter anderem aus dem bekannten Korruptionsfall Siemens: Sofort nach Bekanntwerden kolportierte das Siemens-Führungspersonal wahrheitswidrig die Geschichte «von der Bande im Souterrain des Konzerns, die mit raffinierten Methoden Millionen erbeutet habe». So hat es ein bekannter deutscher Journalist auf den Punkt gebracht.

Die Fiktion, der Erfolg beruhe auf der Leistung von ein paar ausgesuchten Personen, ist falsch. Sie ist Folge einer verzerrten Selbstwahrnehmung. Diese gipfelt in reduktiven Äusserungen wie der von Josef Ackermann, damals Chef der Deutschen Bank, wonach Deutschland das einzige Land sei, «wo diejenigen, die erfolgreich sind und Werte schaffen, vor Gericht

stehen». Damit meinte er vor allem sich – heute weiss man mehr von den hohen Rechtsrisiken der Deutschen Bank – Ackermanns Zeiten entstammend. Die NZZ zitierte kürzlich einen Top-Bezüger: «Es geht mir nicht ums Geld, sondern um die Anerkennung und einen fairen Wertmassstab im Vergleich zu Leuten in ähnlichen Funktionen.» Das ist entlarvend, weil es zeigt, dass es an Selbstreflexion fehlt. Der sich als weltöffner, global orientierter Manager gebende kosmopolitische Chef ist in Tat und Wahrheit ein kleinlicher Spiessbürger, der auf seinen Forderungen beharrt und ausgeprägt konform handeln will: wie Kinder am Zvieri-Tisch mit dem Sirup-Glas. Der andere hat immer mehr.

Es fehlt an Einsicht in die Notwendigkeit zur Mässigung und vor allem an Bescheidenheit. Eigentlich müsste sie ein Kernkriterium bilden bei der Auswahl des Führungspersonals. Eine Grossbank warb früher auf ihren Skitransportsäcken für eine Dienstleistung mit den Worten: «Es lohnt sich, danach zu fragen». Tun Sies: fragen Sie nach der Mässigung.

HINWEIS

Monika Roth (62) ist Professorin für Compliance und Finanzmarktrecht an der Hochschule Luzern – Wirtschaft.